

HANSER



Leseprobe

Hal Herzog

Wir streicheln und wir essen sie

Unser paradoxes Verhältnis zu Tieren

Übersetzt aus dem Englischen von Heike Schlatterer, Helmut Dierlamm

ISBN: 978-3-446-42922-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-42922-2>

sowie im Buchhandel.



EINLEITUNG

WARUM IST ES SO SCHWER, KLAR ÜBER TIERE ZU DENKEN?

*Ich denke gern über unsere Beziehungen zu Tieren nach,
weil sie eine Menge darüber aussagen, wer wir sind.*

Marc Bekoff¹

Wie wir über andere Gattungen denken, ist oft überhaupt nicht logisch. Nehmen wir zum Beispiel Judith Black. Sie kam mit zwölf zu dem Schluss, dass es falsch ist, Tiere zu töten, nur weil sie gut schmecken. Was aber ist ein Tier? Zwar ist es offensichtlich, dass Hunde und Katzen und Kühe und Schweine Tiere sind, aber für Judith war es genau so klar, dass ein Fisch kein Tier ist. Er vermittelt ihr einfach nicht das *Gefühl*, ein Tier zu sein. Dank dieses intuitiven Klassifikationssystems konnte sich Judith, die heute einen Doktor in Anthropologie hat, in den folgenden 15 Jahren als Vegetarierin betrachten, ohne dabei auf Genüsse wie Räucherlachs aus dem Copper River oder mit Zitronensaft gebratenem Schwertfisch verzichten zu müssen.

Diese moralisch anfechtbare Taxonomie funktionierte hervorragend, bis Judith den Biologiestudenten Joseph Weldon kennenlernte. Schon bei ihrem ersten Treffen versuchte Joseph, der selbst Fleisch aß, Judith davon zu überzeugen, dass zwischen dem Verzehr eines Brathähnchens und eines chilenischen Seebarschs nicht der geringste moralische Unterschied besteht. Schließlich, argumentierte Joseph, seien sowohl Vögel als auch Fische Wirbeltiere, hätten Gehirne und lebten gesellig. Obwohl er sich sehr anstrengte, gelang es ihm jedoch nicht, sie zu überzeugen, dass aus kulinarisch-ethischer Sicht der Grundsatz gilt: Ein Kabeljau ist ein Huhn ist eine Kuh.

Zum Glück konnte die Meinungsverschiedenheit über den moralischen Status der Goldmakrele nicht verhindern, dass sich Judith und Joseph ineinander verliebten. Sie heirateten und der frischgebackene Ehemann setzte die Diskussion über die Bewertung von Fischen und Vögeln bei den gemeinsamen Abendessen fort. Nach drei Jahren des philosophischen Hin und Hers gab Judith schließlich auf und sagte mit einem Seufzer: »Okay, ich verstehe, was du meinst. Fische sind Tiere.«

Damit jedoch stand sie vor einer schwierigen Entscheidung: Sie konnte entweder aufhören, Fisch zu essen, oder aufhören, sich als Vegetarierin zu betrachten. Etwas musste weichen. Eine Woche später wurde Joseph von Freunden zu einer Moorhuhnjagd eingeladen. Obwohl er keine Erfahrung im Umgang mit einem Gewehr hatte, schaffte er es irgendwie, einen Vogel im Flug zu erlegen, und kam in guter alter Höhlenmenschentradition mit dem toten Tier in der Hand nach Hause. Er machte sich sofort daran, das Huhn zu rupfen und zuzubereiten. Und dann servierte er es seiner Frau mit Wildreis und einer prima Himbeersoße stolz zu Abend.

In einem einzigen Augenblick gingen 15 Jahre moralischer Überlegenheit den Bach runter. (»Ich fahre total auf Himbeeren ab«, erzählte mir Judith später). Der Geschmack des gebratenen Moorhuhns öffnete alle Schleusen; es gab kein Zurück mehr. Schon eine Woche später sah man Judith Cheeseburger mampfen. Sie hatte sich den ehemaligen Vegetariern angeschlossen, einem Club, der in den Vereinigten Staaten zur Zeit dreimal so groß ist wie der der Vegetarier.

Dann gibt es da noch Jim Thompson, einen 25-jährigen Mathematikstudenten, der gerade an seiner Dissertation arbeitete, als ich ihn kennenlernte. Bevor er mit dem Hauptstudium begann, arbeitete er in einem Labor für Geflügelforschung in Lexington, Kentucky. Dort gehörte es zu seinen Aufgaben, die Küken zu entsorgen, die bei den Experimenten verwendet wurden. Eine Zeitlang war das überhaupt kein Problem für ihn. Dies änderte sich jedoch, als er eines Tages auf einem Flug nach Lesestoff fragte und ihm seine Mutter eine Nummer von *The Animals Agenda* in die Hand gab, einer Zeitschrift, die sich für Tierrechte einsetzte. Von diesem Tag an sollte er nie wieder Fleisch essen.

Und das war nur der Anfang: In den folgenden Monaten hörte er auf, Lederschuhe zu tragen und drängte seine Freundin, Vegetarierin

zu werden. Er bekam sogar Zweifel, ob es moralisch richtig war, Haustiere* zu halten. Und diese Zweifel erstreckten sich auch auf seinen geliebten weißen Nymphensittich. Eines Tages beobachtete er, wie das Vogelweibchen in seinem Käfig im Wohnzimmer umherflatterte, und eine kleine Stimme in seinem Kopf flüsterte: »Das ist unrecht.« Sanft trug er der Käfig in den Hinterhof. Er verabschiedete sich von seiner Vogeldame und entließ sie in den grauen Himmel von Raleigh in North Carolina. Es sei ein großartiges Gefühl gewesen, erzählte er mir. »Ganz erstaunlich!« Aber dann fügte er verlegen hinzu: »Ich wusste, dass sie es nicht überleben würde, wahrscheinlich ist sie verhungert. Vermutlich habe ich es mehr für mich als für sie getan.«

Auch emotional können unsere Beziehungen zu Tieren kompliziert sein. Carolyn verliebte sich bis über beide Ohren in einen 500 Kilogramm schweren Seekuhbullen. Sie hatte sich in einem kleinen naturhistorischen Museum in Zentralflorida um einen Job beworben – irgendeinen Job. Und das Museum hatte eine offene Stelle: Sie suchten nach einer Pflegerin für einen 30-jährigen Manati namens Snooty. Carolyn hatte keine Erfahrung in der Arbeit mit Meeressäugern, aber sie bekam die Stelle trotzdem. Sie wusste nicht, dass dieser Job ihr Leben verändern würde.

Entwicklungsgeschichtlich rangiert Snooty irgendwo zwischen dem Schrecken vom Amazonas und Yoda aus *Krieg der Sterne*. Als Carolyn mich dem Manati vorstellte, stützte der sich mit den Flossen auf den Beckenrand, hob den Kopf gut einen halben Meter aus dem Wasser und sah mir direkt in die Augen. Er checkte mich ab. Obwohl sein Gehirn kleiner ist als ein Softball, wirkte er seltsam weise. Ich fand die Erfahrung unangenehm. Carolyn nicht. Sie war verliebt.

Mehr als zwei Jahrzehnte drehte sich ihr Leben um Snooty. Sie verbrachte fast jeden Tag mit ihm und besuchte ihn sogar an ihren freien Tagen. Das Essen spielte eine große Rolle bei der Beziehung. Seekühe sind Pflanzenfresser und Carolyn fütterte Snooty per Hand: Tag für Tag mehr als 50 Kilo grünes Blattgemüse, meistens Salat.

Aber das Leben mit einem alternden Seekuhbullen hat auch seine Nachteile: Snooty liebte Carolyn genauso abgöttisch wie sie ihn.

* Im Buch wird der im alltäglichen Sprachgebrauch gängigere Begriff des *Haustiers* gewählt, auch wenn man korrekterweise vom *Heimtier* sprechen müsste.

Wenn sie mit ihrem Mann ein oder zwei Wochen in Urlaub fuhr, bekam der Manati schwere Depressionen und hörte auf zu fressen. Nur allzu oft bekam Carolyn einen Anruf, dass er wieder einmal das Fressen eingestellt habe. Sie kehrte dann hastig zurück und päppelte ihn mit ein paar Köpfen Eissalat wieder auf.

Irgendwann fuhr sie überhaupt nicht mehr in Urlaub. Das war der Punkt, an dem ihr Mann ihr vorwarf, dass sie ihre Prioritäten völlig falsch setzte und eine halbe Tonne Speck und Muskeln mehr liebte als ihn.

IST ES FALSCH, JUNGE KATZEN AN RIESENSCHLANGEN ZU VERFÜTTERN?

Als Psychologe erforsche ich seit zwei Jahrzehnten die Beziehungen zwischen Mensch und Tier. Dabei habe ich herausgefunden, dass verqueres Denken in Bezug auf Tiere (wie bei Judith, Jim und Carolyn) nicht die Ausnahme, sondern die Regel ist. Wirklich ernsthaft über die Ungereimtheiten in unseren Beziehungen zu anderen Gattungen nachzudenken begann ich, als ich an einem sonnigen Septembermorgen einen Anruf von meiner Freundin Sandy bekam. Ich arbeitete damals als Verhaltensforscher und Sandy war eine Tierrechtsaktivistin, die an meiner Universität lehrte.

»Hal«, sagte sie, »ich habe gehört, dass du im Tierheim von Jackson County junge Katzen abholst und sie an eine Schlange verfütterst. Stimmt das?«

Ich war völlig verblüfft.

»Waaas? Wie kommst du denn darauf? Wir haben tatsächlich eine Schlange, aber sie ist noch ein Baby. Sie könnte unmöglich ein Kätzchen schlucken. Außerdem mag ich Katzen. Selbst wenn die Schlange schon größer wäre, würde ich sie NIE IM LEBEN eine Katze fressen lassen.«

Sandy entschuldigte sich lang und breit. Sie habe gleich gedacht, dass der Verdacht falsch sei, aber sie habe der Sache nachgehen müssen. Ich sagte, das könne ich verstehen, und bat sie, auch ihre anderen Tierschützerfreunde davon zu überzeugen, dass ich nicht auf den kommunalen Vorrat an ungewollten Katzen zurückgriff, um die Schlange meines Sohnes zu füttern.

Dann jedoch dachte ich über die moralischen Fragen nach, die sich stellen, wenn man ein Raubtier im Haus hält. Wir waren per Zufall zu der kleinen Riesenschlange gekommen. Ich hatte einen Sommer

als Gastwissenschaftler an der University of Tennessee verbracht, wo ich die Entwicklung defensiver Verhaltensweisen bei Reptilien erforschte. Ich experimentierte gerade mit Tieren im Labor, als das Telefon klingelte. In der Leitung war ein völlig gestresster Mann, dessen zwei Meter lange Königsboa gerade 42 sich ringelnde Junge geboren hatte. Er und seine Frau waren verständlicherweise erschüttert. Die junge Mutter hatte nie irgendein amouröses Interesse an dem Männchen gezeigt, mit dem sie seit acht Jahren ein Terrarium im Wohnzimmer des Ehepaars teilte.

Der Mann hatte gehört, dass ich Verhaltensforscher für Schlangen sei, und wollte gern wissen, wie er die neugeborenen Babys gesund erhalten und wo er gute neue Heimstätten für sie finden könnte. Ich empfahl ihm, wegen des Umgangs mit jungen Schlangen einen Experten für Reptilien zu konsultieren, den ich an der tiermedizinischen Abteilung der Universität kannte, und ich erklärte mich bereit, selbst eines der Babys zu adoptieren. Noch am selben Abend fuhr ich mit meinem elfjährigen Sohn Adam zum Haus des Paars, wo er sich aus dem sehr großen Wurf die niedlichste Schlange heraussuchte und sie Sam taufte.

Sam war ein pflegeleichtes Haustier. Er verkratzte nicht die Möbel, störte nicht die Nachtruhe der Nachbarn und musste nicht täglich ausgeführt werden. Er war lieb – außer als er versuchte, Adams Dämmen zu schlucken. Aber das war Adams Fehler. Er hatte den Hamster eines Freundes in der Hand gehabt, bevor er Sam aus dem Käfig nahm. Sams Gehirn war etwa so groß wie eine Aspirintablette und er konnte den Unterschied zwischen einem Nagetier und einer menschlichen Hand nicht erkennen. Er roch einfach nur Fleisch.

Der Verdacht, dass die Herzogs junge Katzen an Schlangen verfütterten, kam ein paar Wochen später auf, als wir wieder zu Hause in den Bergen im Westen von North Carolina waren. Ich hatte keine Ahnung, wie das Gerücht entstanden war und es war natürlich lächerlich. Boas machen zwar keinen Unterschied zwischen verschiedenen kleinen Säugetieren, aber Sam war erst 45 Zentimeter lang und konnte kaum eine Maus schlucken.

Trotzdem plagten mich in den folgenden Tagen verschiedene Fragen. Durch die falsche Beschuldigung war ich plötzlich gezwungen, mich mit den moralischen Problemen auseinanderzusetzen, die entstehen, wenn wir Tiere zu einem Teil unseres Lebens machen – Problemen, mit denen ich mich nie zuvor richtig beschäftigt hatte. Schlangen lassen sich nicht mit Mohrrüben und Spargel ernähren. War es

angesichts von Sams Fleischbedarf richtig, dass mein Sohn eine Königsboa als Haustier hielt? Ist es moralisch vertretbarer, ein Haustier zu haben, das seine tägliche Fleischration aus einer Dose Katzenfutter bezieht, als mit einer Schlange zu leben? Und gibt es nicht Umstände, unter denen es vielleicht tatsächlich moralisch vertretbar wäre, Kätzchen an Königsboas zu verfüttern?

Die Person, die das böse Gerücht über mich verbreitet hatte, besaß mehrere Katzen, die sie frei durch den Wald streunen ließ, in dem ihr Haus stand. Wie viele Katzenfreunde ignorierte auch sie geflissenlich die Tatsache, dass alle Mitglieder der Familie *Felidae*, vom Löwen bis zum Tigerkätzchen, Fleischfresser sind.² Jeden Tag wandert eine stattliche Menge an Fleisch die Kehlen der amerikanischen Katzen hinunter. In den Futterregalen meines lokalen Supermarkts stapeln sich die 150-Gramm-Dosen mit Rind, Schaf, Huhn, Pferd, Truthahn und Fisch. Selbst für Trockenfutter wird damit geworben, dass es »frisches Fleisch« enthält. Weil in den Vereinigten Staaten etwa 94 Millionen Katzen leben, summiert sich das. Wenn jede davon auch nur 55 Gramm Fleisch pro Tag frisst, sind das mehr als 5 Millionen Kilogramm. Das entspricht etwa 3 Millionen Hühnern – pro Tag!

Außerdem töten Katzen im Gegensatz zu Schlangen auch dann, wenn sie keinen Hunger haben.³ Schätzungen zufolge fallen jedes Jahr etwa eine Million Kleintiere dem Jagdinstinkt unserer Hauskatzen zum Opfer. Komischerweise scheint es viele Katzenhalter nicht zu stören, welches Unheil ihre Lieblinge in der heimischen Tierwelt anrichten. Eine Gruppe von Katzenhaltern in Kansas wurde über die Ergebnisse einer Studie informiert, die den verheerenden Effekt von Katzen auf die lokale Population von Singvögeln untersuchte. Danach fragte man sie, ob sie ihre Katzen nicht im Haus halten könnten. Doch drei Viertel der Antworten waren negativ.⁴ Es entbehrt nicht einer gewissen tragischen Ironie, dass viele Katzenhalter außerdem gern Vögel in ihrem Vorgarten füttern und damit unabsichtlich Scharren argloser Ammern und Kardinäle in die tödlichen Krallen ihrer schnurrenden Familienlieblinge locken. Vermutlich fallen jedes Jahr mindestens zehnmal mehr Felltiere und Vögel unserer Katzenliebe zum Opfer, als bei biomedizinischen Experimenten verwendet werden.

Hauskatzen richten also richtig großes Unheil an. Und wie ist es mit Hausschlangen? Nun, zunächst einmal gibt es davon viel weniger. Und außerdem frisst eine Schlange nur einen Bruchteil so viel

Fleisch wie eine Katze. Laut Harry Greene, einem Herpetologen von der Cornell University, der den Einfluss des Fressverhaltens tropischer Schlangen auf ihre Umwelt untersucht, frisst eine ausgewachsene Boa im Regenwald von Costa Rica vielleicht ein halbes Dutzend Ratten pro Jahr. Das bedeutet, eine mittelgroße Königsboa braucht als Haustier weniger als 2,5 Kilo Fleisch pro Jahr, damit sie in gutem Zustand bleibt. Eine Hauskatze braucht viel mehr. Sie frisst durchschnittlich 55 Gramm Fleisch pro Tag. Das sind 20 Kilo Fleisch pro Jahr. Objektiv ist die moralische Schuld, die man mit einer Hauskatze auf sich lädt, also etwa zehnmal größer, als wenn man die Gesellschaft einer Schlange vorzieht.

Zudem werden in den Vereinigten Staaten jedes Jahr etwa zwei Millionen ungewollter Katzen in »Tierheimen« eingeschläfert. Die Kadaver werden sofort verbrannt. Wäre es nicht vernünftiger, die sterblichen Überreste Schlangenliebhabern zur Verfügung zu stellen? Schließlich werden die Katzen so oder so getötet, und es müssten dann weniger Ratten und Mäuse sterben, um den Nahrungsbedarf der Phytoms und Nattern in amerikanischen Haushalten zu decken. Das sieht doch ganz nach einer Win-win-Situation aus, oder?

Oje... Nun hatte ich mich unwillkürlich in eine logische Ecke manövriert, in der es nicht nur erlaubt, sondern sogar moralisch geboten war, einer Königsboa tote Kätzchen statt Nagetiere zu füttern. Während jedoch der logische Teil meines Gehirns zu dem Schluss kam, dass zwischen der Ernährung einer Schlange mit Ratten und ihrer Ernährung mit Katzen kein großer Unterschied bestand, wollte der emotionale Teil diese Ansicht auf keinen Fall akzeptieren. Ich fand den Gedanken, Schlangen mit toten Katzen zu füttern, schlichtweg abstoßend und hatte nicht die geringste Absicht, in einem Tierheim nach toten Kätzchen zu fragen.

DIE PARADOXA DER HAUSTIERHALTUNG

Durch den Vorfall mit der Königsboa kamen mir noch andere moralisch problematische Interaktionen zwischen Mensch und Tier in den Sinn, die mir in meinem Leben begegnet waren. Zum Beispiel erforschte mein Studienfreund Ron Neibor, wie sich das Gehirn nach einer Verletzung reorganisiert. Leider waren Katzen das beste Modell für die neuralen Mechanismen, die er analysierte. Er bediente sich einer Standardtechnik der Neurowissenschaften, bei der er be-